

Bettina Baltschev am 19. April 2026

Lieber Wolfgang, lieber Jens, liebe Familie Lichnok, liebe Schottinnen und Schotten, liebe Gäste,

das Energieerhaltungsgesetz. Ich bin nicht sonderlich versiert in Naturwissenschaften, aber in den letzten Tagen und Wochen, nachdem ich erfahren musste, dass Renate Lichnok gestorben ist, kam mir dieses grundlegende physikalische Gesetz immer wieder unverhofft in den Sinn. Denn das Energieerhaltungsgesetz besagt - ich hab' es nochmal nachgeschlagen, um nichts falsches zu erzählen - es besagt also: „In einem abgeschlossenen System ist die Summe aller Energien konstant. Die Gesamtenergie bleibt erhalten.“ Betrachtet man nun also einmal völlig unwissenschaftlich und rein theatralisch-assoziativ die Frau, die wir heute hier würdigen als ein abgeschlossenes System, so heißt das nichts anderes, als dass die Energie dieser Frau sich zwar umwandeln lässt, sagen wir mal von irdischer in überirdische Energie, dass sie aber auf keinen Fall verschwindet. Denn wie gesagt: Die Gesamtenergie bleibt erhalten.

Und fasst man das Gesetz noch etwas weiter und nimmt nicht nur ihre Person als abgeschlossenes System wahr, sondern ebenso dieses Theater, ihr Theater, dann funktioniert es immer noch. Denn die schier unbändige Energie von Renate Lichnok, die sie nun nicht mehr selber, zumindest nicht mehr körperlich, ausstrahlen kann, hat sie bis zum letzten Tag ihres Lebens weitergegeben, an ihre Familie, an ihre Freunde, an uns alle, die wir sie kannten. Wenn ich mich also hier und heute in der Schotte umsehe, so ist dieser Ort der beste Beweis für das Lichnoksche Energieerhaltungsgesetz.

Die wichtigsten Formen, in der sich Energie gemeinhin zeigt, sind dabei übrigens eng mit dieser speziellen Variante verbunden: Bewegung und Wärme. Renate war immer in Bewegung und da, wo sie war, war es immer warm. Herzenswarm.

Und das war auch schon vor fast 40 Jahren so. Damals, 1987, lernte ich Renate Lichnok kennen. Ich war 14 und hatte gerade eine Vorstellung von „Emil und die Detektive“ gesehen mit der kessen Tanja Schleiff als Pony Hütchen, mit dem ewig jungen Bolle als Emil Tischbein und einer ganzen Rasselbande von jungen Menschen, die fröhlich über die Bühne tobten. Innerhalb von zwei Stunden verknallte ich mich erst in jeden einzelnen Schauspieler, in jede einzelne Schauspielerin und dann in diese große schlanke Frau mit den wilden schwarzen Haaren, den engen Kleidern und der Zigarette im rotgeschminkten Mund. Wow, was für eine Erscheinung!

Meine Mutter, die Renate aus einem früheren Leben kannte, als sie noch Kunstlehrerin an der Goethe-Schule war, stellte mich ihr glücklicherweise vor. Auf meine schüchterne Frage, ob ich auch mal mitspielen könnte, sagte Renate mit der ihr eigenen rauchigen Stimme: „Na klar, komm einfach am Freitag ins Pionierhaus, da ist Etüde.“ Ich wusste damals zwar noch nicht, was Etüde ist, aber egal, da musste ich hin. And the rest is history.

Das Pionier- und Jugendtheater und später die Schotte wurden zu meinem Planeten, um den sich fortan alles drehte. Renate Lichnok wiederum war die Prinzipalin, ohne die sich auf diesem Planeten gar nichts drehte. Spuren davon finden sich zuhauf in meinem Tagebuch von

damals. In dem schrieb ich unter anderem darüber, wie dieser Planet, mit dessen liebenswürdigen, ausgeflippten, herrlichen Bewohnern ich neuerdings sehr viel Zeit verbrachte, mit lästigen Pflichtübungen kollidierte, wofür die Prinzipalin selbstverständlich eine Lösung parat hatte. So schrieb ich am 8. November 1988 in mein Tagebuch: „Meine Deutschlehrerin hat jetzt Krach gemacht, ich würde zu oft fehlen. Wir haben nämlich Dienstag und Mittwoch in der letzten Stunde Deutsch. Und sie könnte es nicht verantworten, wenn ich in Deutsch eine 2 kriegen würde. Dabei kann der das doch egal sein die spinnt ja. Frau Lichnok schreibt mir noch ne extra Entschuldigung für die. Hoffentlich reicht ihr das.“

Ich kann mich zwar an das Gesicht der Lehrerin nicht erinnern, als ich ihr die Entschuldigung unter die Nase hielt, aber vermutlich war es not amused. Während sie nur ihren sozialistischen Lehrplan im Sinn hatte, wusste Renate Lichnok ganz genau, wo man tatsächlich was fürs Leben lernte. Gerade in der kleinen DDR, die Ende der 80er Jahre langsam implodierte, war es besonders wichtig, Menschen zu begegnen, vor denen man sich nicht verstellen musste, die nicht auf vorgefertigte Antworten warteten oder selber nur gestanzte Sätze hervorbrachten. In den Theatern des eingezäunten Landes traf man solche Menschen, es waren gesellschaftliche Nischen, wo sich alles zusammenfand, was nicht so recht ins realsozialistische Bild passen wollte.

Ich stelle mir vor, dass Renate Lichnok, die als Lehrerin begonnen hatte, auch deshalb aus dem Schuldienst geflohen ist, weil sie auch so ein Mensch war und deshalb mit ihrer großen Klappe überall aneckte.

Dass sie ausgerechnet im Pionierhaus auf dem Petersberg landete, lag nicht unbedingt in der Logik des Systems, aber es besiegelte ihr Schicksal als Fixstern der Erfurter Theaterbohème.

Ich erinnere mich an runtergerockte Räume, altes Linoleum, ein dunkles volles Büro, aber all das schien Renate nicht zu stören. Es war ihr Freiraum, den sie unabhängig und selbstbewusst bespielte. Schließlich war sie ja auch eine Pionierin im eigentlichen Sinne. Eine Wegbereiterin, eine Gefährtin, die jedem Menschen, den sie traf, eine Chance gab sich zu zeigen, mit all seinen Stärken und Schwächen und vor allem mit seinen Unsicherheiten, die einfach dazugehören, wenn man nicht mehr Kind ist, aber eben auch noch nicht erwachsen. Hormone, Schweiß und Bohnerwachs, das war der süße Duft unserer Jahre auf dem Petersberg. Am 26. Mai 1988 hatte dort, im großen Saal, das Märchen von blauen Pferdchen seine turbulente Premiere, wie es mein Kindertagebuch bezeugt: „Heute war A- Premiere vom ‚Pferdchen‘. Da war ja was los. Otte kam nicht. Christian Jarmuschek musste in 25 Minuten die Rolle üben. Er hat 10 Minuten gespielt, da kam dann Otte und spielte weiter. War ja unmöglich. Renates Worte waren nur: „Den bringe ich um. Ich krieg nen Herzinfarkt.“

Ja, ich krieg nen Herzinfarkt, das war bei Renate leider nicht einfach so dahingesagt. Immer wieder litt sie unter Krankheiten, vor denen andere längst kapituliert hätten. Aber diese Frau lebte, bewusst oder unbewusst, gemäß der Devise: „Die beste Arznei für den Menschen ist der Mensch.“ Dieser Satz von Paracelsus galt schon zu Lebzeiten des Schweizer Arztes und Naturphilosophen im 15. Jahrhundert. Renate Lichnok hat sich 500 Jahre später und zeitlebens an diesen Rat gehalten, trotz wiederkehrender Gebrechen und bedrohlicher Situationen.

Den Kontakt zu den Menschen hat sie nie aufgegeben, hat ihn immer gesucht.

Nachdem sie vor einigen Jahren ihren 80. Geburtstag gefeiert hatte - natürlich hier in der Schotte, wo sonst - schrieb sie in der Whatsapp-Gruppe Ü30, in der sich seit einigen Jahren ca. 20 mittelalte Schottinnen und Schotten ums digitale Lagerfeuer versammeln: „Danke. Rest Theaterschminke verhilft Faltengebirge zu sanfter Hügellandschaft. Liege jetzt flach, bereut wird nicht eine Minute. Das sind Fotos von der alten, kaputten Frau, die ihre restliche Energie investiert und irgendwann die Kippe macht, aber vorher nach ihrer Devise mit vollem Risiko lebt. Bin immer noch neugierig, wünsche euch intensives und gelebtes Leben voller Liebe und vor allem Frieden.“

Frieden, den Renate bis zuletzt bei ihrer Familie, in den Bildern und Skulpturen, die sie selbst schuf und in den Blumen ihres Gartens fand, von denen sie gern Fotos in die Welt und in unsere Whatsapp-Gruppe schickte. Aber Frieden fand sie immer auch in der Musik. Die hat sie nicht nur gern gehört, sondern zu der hat sie sich auch gern bewegt. In einer Art zackigem Freestyle, der jede Zelle ihres Körpers mitnahm und übrigens auch jede Person, die sich in ihrer Nähe befand. Und gesungen hat sie natürlich auch gern und dabei im Liedermacher Hans-Eckardt Wenzel einen Bruder im Geiste gefunden. Seine Lieder durften auf keiner Theater-Party fehlen und in der „Bösen Revue“, einer Szenencollage, die wir Anfang der 1990er Jahre spielten, brachte sie ihr Herzenslied unter: „Ich möchte noch ein großes Stück leben.“

Vor ein paar Tagen habe ich mit den Gedanken bei Renate in Wenzels Gedichtband „Lied vom wilden Mohn“ geblättert und fand dort noch ein anderes Lied, das „Lebenslied“ aus dem Jahr 1977. Ich las es und es kam mir so vor, als hätte Wenzel an sie gedacht, als er es schrieb:

„Ich plane die Schmerzen mit ein,
ich atme den Rauch, der mich aufgekratzt und nährt,
ich schwärze die Lungen mir ein.
Weiß: Leben ist nicht Artigsein.
Ich höre die Warnungen, die man spricht.
Aber verzichten will ich drauf nicht.

Ich plane den Ärger mit ein.
Ich melde mich unaufgefordert zu Wort.
Mein Herz ist nicht rein, bin nicht klein.
Ich will einfach da gewesen sein!
Wird heißer die Stimme mir auch, bis sie bricht,
aber verzichten will ich drauf nicht.“

Renate Lichnok hat auf wenig verzichtet. Höchstens vielleicht auf Privatleben und ich kann nur hoffen, dass ihr, lieber Wolfgang, lieber Jens, uns verzeihen können, dass wir eure Frau, eure Mutter so sehr okkupiert haben. Wir konnten nicht anders und es war wirklich in bester Absicht!

Doch bei aller Liebe, reden wir nicht drumrum: Renate Lichnok war ein großartiger und herzenguter Mensch, aber sie konnte auch eine echte Nervensäge sein. Ich kann das hier völlig schamlos sagen.

Schließlich hat vor einigen Tagen Henryk Goldberg in der „Thüringer Allgemeinen“ ganz explizit noch ein ausführliches Lob auf diese Nervensäge geschrieben, ohne die die Stadt Erfurt um einiges ärmer wäre.

Denn wer einen Ort wie die „Schotte“ schaffen und erhalten will, für Kinder und Jugendliche, die in ihrer Einzigartigkeit und gesunden Verrücktheit auch im realkapitalistischen System leicht durchs Raster fallen, der muss halt nerven. Der muss Skeptiker, Kleingeister und Bürokraten überzeugen, sie an die Wand reden, ihnen Paroli bieten und darf vor allem nicht aufgeben. Wenn dafür die Rolle der Nervensäge gespielt werden muss, bitte schön. Renate Lichnok hat sie grandios gespielt und der Preis dafür ist unübersehbar. Er besteht aus einem Lebenswerk, das die Biografien von hunderten Menschen geprägt hat. Meine Wenigkeit zum Beispiel würde hier nicht stehen, wenn ich Renate nicht begegnet wäre. Vielleicht wäre ich die Russisch-Lehrerin geworden, die man in der Schule in mir sah, als ich 15 war, und nicht die Journalistin und Autorin, die ich damals sein wollte und heute auch bin. Vielleicht hätte ich auch nicht den Mut gehabt, mit 16 für ein Jahr nach Holland zu gehen, wo ich bis heute eine zweite Heimat gefunden habe. Wie vielen von meinen Mitspielerinnen und Mitspielern, in meiner Theatergeneration, aber auch in den Generationen vor mir und nach mir, ist es genauso gegangen? Wie viele von ihnen haben sich im Pionier- und Jugendtheater und in der „Schotte“ zum ersten Mal gesehen, gehört, verstanden gefühlt und erfahren, dass man seinen ganz eigenen Weg gehen kann, auch gegen alle Widerstände? Es braucht nur ein paar Leute, die an einen glauben.

Man kann wirklich nur ahnen, wie groß die Rolle war, die Renate Lichnok war, die in unseren Leben gespielt hat, mal mehr, mal weniger, aber doch. Ganz sicher war es auch mit ihrer Hand im Rücken nicht immer einfach, ganz sicher gab es Hürden und Zweifel, aber selbst dann gab es immer noch die eine goldene Regel der Renate Lichnok. Die stellte sie für uns und sich selber auf, vor allem immer dann wenn das Licht am Ende des Tunnels mal nicht so hell brannte: „Gib dir einen Toc, dann wird das schon.“ Und was soll ich sagen, es funktioniert.

Liebe Familie, liebe Freunde, auch wenn Renate Lichnok nicht mehr unter uns ist, ihre Energie bleibt, sie lebt fort in diesem Haus und in den Menschen, die hier seit Jahrzehnten tagtäglich arbeiten, spielen, träumen, ihren Lebensweg suchen und finden. Vielleicht haben einige von ihnen Renate Lichnok nicht mehr gekannt, weil selbst eine Prinzipalin irgendwann mal in den Ruhestand gehen muss. Aber ihr Geist hat auch sie umweht und er umweht uns auch jetzt, in diesem Moment. (Mir flüstert er übrigens grad ins Ohr, ich soll mal hinne machen und mit der Lobhudelei aufhören, die Leute hätten Durst.)

Also nur noch dies: egal wie viele Stunden, Tage und Jahre man hier verbringt, egal, wohin einen das Leben trägt, die kollektive Charakterprägung und Herzenswärme, die man hier erfahren hat und immer noch erfährt, die nimmt man überall mit hin, die kann man nicht mehr verlieren. Die letzten Worte, die mir Renate Lichnok per Whatsapp ein paar Tage vor ihrem Tod übermittelte, sprechen für sich. Wenn ich sie heute lese, denke ich: genau so lässt sich das Lichnoksche Energieerhaltungsgesetze in einem typischen Renate-Satz zusammenfassen. Ein Satz, den man sich gern aufs Herz tätowiert. Er lautet: „Chaos wie immer. Alles Liebe“. In diesem Sinne: weitermachen!